

Kurt Gärtner: Karl Lachmann als Grundleger textkritischer Verfahren: Die Iwein-Ausgabe. In: Geschichte der altgermanistischen Edition. Hrsg. von Judith Lange und Martin Schubert (Bausteine zur Geschichte der Edition, Bd. 6). Berlin/Boston 2023, S. 37-51.

*Kurt Gärtner*

## Karl Lachmann als Grundleger textkritischer Verfahren

### Die *Iwein*-Ausgabe

Die von Georg Friedrich Benecke und Karl Lachmann erstellte Ausgabe von Hartmanns *Iwein* erschien 1827,<sup>1</sup> doch die Arbeiten daran waren von Lachmanns Seite aus gesehen bereits 1825 weitgehend abgeschlossen.<sup>2</sup> Das Vorwort der beiden Herausgeber ist von Benecke „Göttingen, Oct. 29. 1826“ gezeichnet und von Lachmann „Berlin, Jan. 20. 1827“, dem Erscheinungsjahr der 1. Ausgabe. Auf die Jahreszahlen, die die Entstehungsgeschichte der Ausgabe betreffen, werde ich im Folgenden noch näher eingehen.

In ihrem *Vorwort* (S. III) schreiben die beiden Herausgeber: „Hartmanns Iwein ist eines der ältesten \*)<sup>3</sup> und eines der lieblichsten gedichte der mittelhochdeutschen sprache. auch hat es glücklicher zufall gewollt, dass sich nicht wenige handschriften desselben erhalten haben, worunter eine (A) mehr dem zwölften als dem dreyzehnten jahrhundert anzugehören scheint, und eine zweyte (B) mit auferordentlicher sorgfalt und nettigkeit geschrieben ist.“ Sie beklagen, dass sie für die Erklärungen nur „die wenigen gedruckten zeilen“ des *Erec* zur Verfügung hatten, und ihnen vom *Gregorius* eine „bessere abschrift“ fehlte (ebd.). Auch von Hartmanns Quelle, dem *Yvain* des Chrétien de Troyes, kannten sie nur ein paar gedruckte Auszüge, obwohl ihnen einer ihrer „gelehrten freunde in Frankreich“ eine Abschrift versprochen hatte (S. IV). Am Schluss des gemeinsamen Vorworts heißt es (S. IV):

<sup>1</sup> Iwein. Der Riter mit dem Lewen. Getihtet von dem Hern Hartman, Dienstman ze Ouwe. Hrsg. von G. F. Benecke und K. Lachmann. Berlin 1827. Die 2. Ausgabe unter dem Titel: Iwein. Eine Erzählung von Hartmann von Aue. Mit Anmerkungen von G. F. Benecke und K. Lachmann. Zweite Ausgabe. Berlin 1843; Iwein. Eine Erzählung von Hartmann von Aue. Siebente Ausgabe. Neu bearb. von Ludwig Wolff. Bd. 1: Text, Bd. 2: Handschriftenübersicht, Anmerkungen und Lesarten. Berlin 1968. – Siehe zur Biographie Lachmanns den voranstehenden Beitrag von Thomas Bein.

<sup>2</sup> Iwein 1827 (Anm. 1), S. 8 am Ende der Einleitung zum edierten Text: „Berlin d. 31. Merz 1825. K. L.“.

<sup>3</sup> Die Fußnote: „\*)“ lautet „S. die anmerkung zu z. 6943, s. 407.“ Die Anmerkung zu v. 6943 umfasst eine ausführliche Darstellung der Chronologie der Werke Hartmanns im Zusammenhang mit der relativen Datierung der Werke von Hartmanns Zeitgenossen und seiner Erwähnung bei späteren Dichtern.

Ein vollständiges register aller im Iwein vorkommenden wörter und ihrer verbindungen, das wir angefertigt haben, werden wir der gegenwärtigen ausgabe folgen lassen, so bald wir versichert sind, dafs mühe und kosten nicht vergebens darauf verwendet werden.

Das *Iwein*-Wörterbuch von Benecke erschien 1833. Wir benutzen es heute in der 3. Auflage, die von Conrad Borchling bearbeitet wurde und in der sich die Referenzen nicht auf Seite/Zeile, sondern auf die Verszahlen der Ausgabe beziehen.<sup>4</sup>

Die *Einleitung* zur Ausgabe (S. 3–8) hatte Lachmann bereits im März 1825 abgeschlossen.<sup>5</sup> In der Zusammenstellung der benutzten Handschriften geht er auf die Handschriftenverhältnisse ein (S. 4):

Unter diesen handschriften ist d [das Ambraser Heldenbuch], etwas besser als man erwartet; sie ist wenigstens bis ungefähr z. 6238 aus einer guten handschrift geflossen. B und b setzen eine gemeinschaftliche quelle voraus, in der das gedicht schon stark verändert war; aber der schreiber von B hat die bearbeitung fortgeführt durch einzelne beserungen und durch erweiterung ganzer abschnitte.<sup>6</sup> die älteste handschrift A ist mit keiner der andern näher verwandt: veränderungen, die erkennbar absichtlich sind, hat sie niemahls gemein mit einer andern.<sup>7</sup> so ergab sich von selbst die regel, ihr zu folgen wo sie nicht alleine steht. die regel konnte nur dann nicht gelten, wenn A nur durch zufall mit einer andern stimmt, oder wenn sich die echte lesart in keiner andern als A erhalten hat. in diesen beiden fällen geben die anmerkungen auskunft.

Mehr als ein einfaches Stemma mit A auf der einen Seite und \*Bb und den übrigen Handschriften auf der andern lässt sich aus diesen Angaben nicht gewinnen (Abb. 1).<sup>8</sup>

Ausführlich geht er dann auf die Orthographie von A und B ein, er verteidigt die Polygraphien, allerdings sind seine textkritischen Entscheidungen, schon in der ersten Ausgabe von 1827, von seinen metrischen Vorstellungen bestimmt (S. 7): „überhaupt habe ich nicht leicht etwas gegen beide handschriften [scil. A und B] stillschweigend aufgenommen, wozu nicht die regeln des versbaus zwan-gen.“ Die *Einleitung* schließt Lachmann mit folgendem Hinweis (S. 8):

<sup>4</sup> Wörterbuch zu Hartmanns Iwein von G. F. Benecke. Dritte Ausgabe besorgt von C. Borchling. Leipzig 1901.

<sup>5</sup> S. 8: „Berlin d. 31. merz 1825. K. L.“

<sup>6</sup> Erst in der 2. Ausgabe von 1843 werden die Plusverse von B in den Anmerkungen dokumentiert und in den Lesarten wird darauf verwiesen.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Henrici: Hartmann von Aue: Iwein der Ritter mit dem Löwen. Hrsg. von Emil Henrici. 2 Bde. Halle/S. 1891–1893 (Germanistische Handbibliothek. 8,1–2), Bd. 2, 1893, S. XXXI: Diese Feststellung Lachmanns „lässt sich nicht aufrecht erhalten.“

<sup>8</sup> Stemma nach Peter Ganz: Lachmann as an Editor of Middle High German Texts. In: Probleme mittelalterlicher Überlieferung und Textkritik. Oxford Colloquium 1966. Hrsg. von Peter F. Ganz und Werner Schröder. Berlin 1966, S. 12–30, hier S. 23. Hier und im Folgenden bedeutet A – Heidelberg, UB, Cpg 397; a – Dresden Landesbibl., Mscr. M 175; B – Gießen, UB, Hs. 97; b – Heidelberg, UB, Cpg 391; C – München, BSB, Cgm 191; c – Heidelberg, UB, Cpg 316; D – Florenz, NB, Cod. B. R. 226; d – Wien, ÖNB, Cod. Ser. nova 2663; E – Berlin, SBB-PK, mgf 1062.

bei diesem ersten versuch, ein altdeutsches gedicht kritisch zu behandeln, sollte dem leser recht fühlbar gemacht werden, daß jede kritik sich bestreben muß in worten und wortformen das ursprüngliche herzustellen, ohne hoffnung vollkommenes gelingens.

Die Erstausgabe des *Iwein* ist eine von Benecke und Lachmann gemeinsam getragene Arbeit. Benecke hatte seit längerem eine *Iwein*-Ausgabe geplant und dafür Abschriften von allen nicht im Druck vorliegenden *Iwein*-Handschriften besorgt und Lachmann zur Verfügung gestellt:<sup>9</sup> Dieser stellte einen Text her nach seinen in der *Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts* von 1820<sup>10</sup> dargestellten Grundsätzen und den mit Jacob Grimm und Benecke eruierten Regelungen der Orthographie. Nachdem 1825 Benecke Lachmanns *Iwein*-Text erhalten hatte, schrieb er diesen mit eigener Hand ab, versah ihn vermutlich mit Korrekturen und bereitete ihn zum Druck vor; von Oktober 1825 bis August 1826 wurden die Fahnen der Erstausgabe gedruckt und den Korrekturen Beneckes, Jacob Grimms und Lachmanns unterworfen.<sup>11</sup> Der Text stammte im Wesentlichen von Lachmann, die Anmerkungen sind eine Gemeinschaftsarbeit, deren Anteile nicht klar zu unterscheiden sind. Letzte Korrekturen wurden im August 1826 bei einem Besuch Lachmanns in Göttingen besorgt, die Ausgabe erschien dann Anfang 1827.

In der von Lachmann 1825 gezeichneten *Vorrede* wird zunächst ein Überblick über alle damals bekannten Handschriften gegeben, die zum ersten Mal sämtlich für die Konstituierung eines mhd. Textes herangezogen wurden (Recensio). Dann bestimmt er – soweit möglich – die Handschriftenverhältnisse sowie die textkritische Relevanz der Textzeugen. Ausführlich geht Lachmann schließlich auf die „kritische regelung“ der handschriftlichen Varianz ein, er charakterisiert die Schreibsprache seiner beiden Haupthandschriften A und B und wie er sich zu

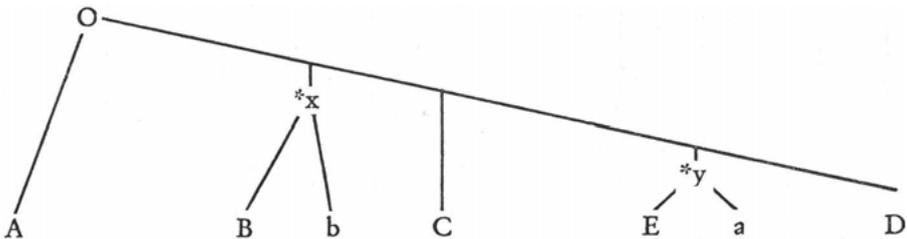


Abb. 1: Stemma nach Ganz 1966 (Anm. 8), S. 23

<sup>9</sup> Magdalene Lutz-Hensel: Prinzipien der ersten textkritischen Editionen mittelhochdeutscher Dichtung. Brüder Grimm – Benecke – Lachmann. Berlin 1975 (Philologische Studien und Quellen. 77), S. 338f.

<sup>10</sup> Karl Lachmann: *Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts*. Für Vorlesungen und zum Schulgebrauch. Berlin 1820.

<sup>11</sup> Lutz-Hensel 1975 (Anm. 9), S. 339.

ihnen verhält. Er verteidigt die Polygraphien mit dem Hinweis auf ihre dokumentarische Verankerung. Schon in seiner *Auswahl* von 1820 bedauert er in der Widmung an Benecke, dass ihm im Hinblick auf den Benutzerkreis „für dies Mahl mehr an lesbaren als an urkundlichen Texten“ lag.<sup>12</sup>

Lachmanns Inkonsistenzen in der Orthographie waren umstritten und wurden im Briefwechsel mit den Brüdern Grimm immer wieder thematisiert.<sup>13</sup> Die *Normalisierung* eines Textes, wie wir sie heute kennen und diskutieren, hatte eine Vorgeschichte, die für Lachmann im Jahre 1818 mit der Anlage eines umfassenden Reimwörterbuchs zu allen ihm erreichbaren mhd. Texten beginnt. Den *Iwein* kannte er zunächst nur aus Myllers Abdruck der Florentiner Handschrift (D),<sup>14</sup> später noch aus Michaelers Abdruck aus dem Ambraser Heldenbuch (d).<sup>15</sup>

Obwohl Lachmann die Normalisierung aus Reimgründen verfochten hatte, verteidigt er seine Polygraphien zugunsten der Variabilität der dokumentarischen Überlieferung. Die Sprachformen von Lachmanns *Iwein*-Text repräsentieren also mit einer gewissen, durch seine metrischen Vorstellungen bedingten Einschränkung das sog. Normalmittelhochdeutsche, das auf der Grundlage der Reimstudien geschaffen und für die Editionen der Folgezeit wie auch für Lachmanns Walther- und Wolfram-Ausgabe maßgebend wurde. Auf die Geschichte dieser zuerst im *Iwein* manifestierten Praxis möchte ich nun genauer eingehen.<sup>16</sup>

Das *Normalmittelhochdeutsche*, wie es im *Iwein*-Text realisiert wird, ist eine in den Jahren 1818 bis 1822 von Jacob Grimm, Lachmann und Benecke eruierte Sprachform. Das System ist Teil des Editionsprinzips, das in den Einführungen und Einleitungen zu Klassikereditionen als „Lachmann'sches System“ bezeichnet wird. Meist nur in Fußnoten oder nebenbei wird auf die Reimgrammatik verwiesen, die eine Schlüsselrolle spielte für die Eruierung des Teilsystems, das die Wiedergabe der Laute und Formen des edierten Textes betrifft. Zitiert werden in diesem Zusammenhang die immer wieder in Frage gestellten Äußerungen

<sup>12</sup> *Auswahl* (Anm. 10), S. XI.

<sup>13</sup> Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann. Hrsg. von Albert Leitzmann, mit einer Einleitung von Konrad Burdach. 2 Bde. Jena 1927, Bd. 2, S. 987 unter dem Stichwort „orthographie, mhd.“

<sup>14</sup> Christoph Heinrich Myller: *Samlung deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert*. Zweyter Band. Berlin 1785, darunter der *Iwein* nach einer Abschrift unter dem verballhornten Titel *Twein*.

<sup>15</sup> *Iwain*, ein Heldengedicht vom Ritter Hartmann, der nächst um die Zeiten K. Friedrichs des Rothbartes lebte, zur Seite nach heutiger Mundart erklärt, mit Vorberichten, Anmerkungen und einem Glossarium versehen von Karl Michaeler, k. k. Custos auf der wienerischen Universitätsbibliothek. Erster Band. Wien 1786; Zweyter Band. Wien 1787. Im 1. Bd., S. 82 beginnt (nach einem langen Vorbericht) der Abdruck des *Iwein* nach dem Ambraser Heldenbuch (Hs. d). Linke Seite: Text von d, rechte Seite: Übersetzung. Unter den beiden Seiten die Anmerkungen zum Text: Erläuterungen, Etymologien usw. Das Glossar im 2. Bd., S. 533–634.

<sup>16</sup> Zu Lachmanns Normalisierungspraxis im *Parzival* vgl. den Beitrag von Michael Stolz in diesem Band. Lachmanns Polygraphien sind charakteristisch für seine Tendenz zur Bewahrung der handschriftlichen Bezeugung, wie der Vergleich mit Leitzmanns Ausgabe mit ihrer strikten Normalisierung zeigt.

Karl Lachmanns und Jacob Grimms. Karl Lachmann traf 1820 in seiner *Auswahl* folgende Feststellung:

Denn wir sind doch eins, daß die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, bis auf wenig mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch redeten, während ungebildete Schreiber sich andere Formen der gemeinen Sprache, theils ältere, theils verderbte, erlaubten.<sup>17</sup>

Der gleichen Ansicht waren auch Georg August Benecke, Lachmanns Lehrer in Göttingen, und vor allem Jacob Grimm in der Einleitung zur zweiten, 1822 (zwei Jahre nach Lachmanns *Auswahl*) erschienenen Ausgabe des 1. Bandes seiner *Deutschen Grammatik*, die im Unterschied zur ersten Ausgabe<sup>18</sup> um eine 600 Seiten umfassende Lautlehre ergänzt worden war:

Im zwölften, dreizehnten jahr[undert] waltet am Rhein und an der Donau, von Tyrol bis nach Hessen schon eine allgemeine sprache, deren sich alle dichter bedienen.<sup>19</sup>

Lachmann verweist in der Vorrede zur *Auswahl* ausdrücklich auf Jacob Grimm im Hinblick auf die von ihm vorgenommene Normalisierung:

Die Vocallaute hätt' ich gern im ganzen Buche so wie jetzt nur im Glossarium bezeichnet: aber vieles ist mir erst spät klar geworden, zum Theil durch neue Entdeckungen Jacob Grimms, die er mir freundschaftlich mitgetheilt hat. Ihm bleib' es überlassen, das einzelne künftig zu entwickeln.<sup>20</sup>

Und wenig später heißt es weiter, nach der Anführung von zahlreichen Beispielen über seine Wiedergabe des Vokalismus, d. h. der normalisierten Schreibweise der Vokale in den edierten Texten der *Auswahl*:

Diese wenigen Bemerkungen über die Mittelhochdeutsche Lautlehre mögen hier genügen, als vorläufiger Versuch und als ein Vorspiel *genauerer Orthografie*, zugleich zur Berichtigung vieler Stellen dieses Buchs. Das Ganze, wie man die einzelnen Laute erkenne, wie weit ihr Einfluß auf Reim- und Versbau sich erstreckte, worin der Gebrauch schwanke [...], werden wir erst von Grimm vollständig lernen.<sup>21</sup>

Die Darstellung der lautlichen Struktur des Mittelhochdeutschen, die bis heute die Basis für die Normalisierung bildet, hat Jacob Grimm in der zweiten Ausgabe des ersten Bandes seiner *Deutschen Grammatik* geliefert, dessen Ausarbeitung von einem regen brieflichen Austausch mit den Freunden Lachmann und Benecke begleitet war. Dabei spielten die *reimgrammatischen Arbeiten* der drei Gelehrten eine Schlüsselrolle; über die Bedeutung der Reime äußert sich Jacob

<sup>17</sup> *Auswahl* (Anm. 10), S. VIII.

<sup>18</sup> Jacob Grimm: *Deutsche Grammatik*. Erster Theil; Erste Ausgabe. Göttingen 1819. Sie enthält nur eine Formenlehre, aber keine Lautlehre der germanischen Sprachen.

<sup>19</sup> Jacob Grimm: *Deutsche Grammatik*. Erster Theil; Zweite Ausgabe. Göttingen 1822, S. XII f.

<sup>20</sup> *Auswahl* (Anm. 10), S. XII.

<sup>21</sup> Ebd., S. XV. Hervorhebung im Original durch Fettdruck.

Grimm in der Vorrede, aus der das Zitat über die „allgemeine Sprache, deren sich alle dichter bedienen,“ stammt: „Ohne den reim wäre fast keine geschichte unserer sprache auszuführen.“<sup>22</sup>

In der aktuellen Diskussion über das Normalmittelhochdeutsche und die Normalisierung der Texte aus der Zeit der klassischen mhd. Literatur wird kaum die Frage gestellt, wie es überhaupt dazu kam, dass die Herausgeber sich nicht mit dem Abdruck von Handschriften beschieden haben, warum es zur Etablierung eines Verfahrens wie der Normalisierung und zu einer Eruiierung des grammatischen Systems des Mittelhochdeutschen gekommen ist, von dem sich die Normalisierung ableitet und auf das sich auch die Sprachbeschreibungen vieler Ausgaben beziehen, ganz abgesehen davon, dass es auch das Bezugssystem der Erforschung der rezenten Mundarten bildet.

Jacob Grimm, der maßgebende Mitschöpfer des grammatischen Systems des Mittelhochdeutschen, war in seiner *vorgrammatischen Zeit*, d. h. vor der Etablierung der durch ihn begründeten Methode der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft in seiner *Deutschen Grammatik*, ein radikaler Gegner jeglicher Normalisierung:<sup>23</sup> Er forderte genaue Handschriftenabdrucke, die die Individualität der Überlieferung bewahrten; von den *Nibelungen* wollte er minutiöse Abdrucke von A, B, C und D haben, eine Forderung, der Michael Batts<sup>24</sup> später einmal nachkommen sollte. Er war ein entschiedener Vorläufer der ‚New Philology‘ oder der ‚wilden Philologie‘, wie sie Ulrich Wyss nannte,<sup>25</sup> das Lob der Variante<sup>26</sup> teilte er uneingeschränkt, selbst evidenten Schreibfehlern konnte er noch etwas abgewinnen.

Wie aber kam es bei Jacob Grimm zu der „*grammatischen Wende*“, von der radikalen Ablehnung jeder Normalisierung zur Formierung des Normalmittelhochdeutschen? Ein repräsentatives Beispiel für die vorgrammatische Periode Jacob Grimms bieten die drei Bände der von den Brüdern 1813–1816 herausgegebenen Zeitschrift *Altdeutsche Wälder*.<sup>27</sup> Darin sind die sprachwissenschaftlichen Beiträge Jacob Grimms nicht auf der Höhe der Zeit und der strengen wissenschaftlichen Methodik, die Friedrich Schlegel bereits 1808 gefordert hatte.<sup>28</sup> Jacob etymologisiert noch ganz in der seit der Antike bekannten Art und

<sup>22</sup> Grimm 1822 (Anm. 19), S. VII.

<sup>23</sup> Vgl. Gudrun Ginschel: Der junge Jacob Grimm 1805–1819. 2., um den Aufsatz „Der Märchenstil Jacob Grimms“ und ein Register erweiterte Auflage. Stuttgart 1989, S. 208.

<sup>24</sup> Das Nibelungenlied. Paralleldruck der Handschriften A, B und C nebst Lesarten der übrigen Handschriften. Hrsg. von Michael S. Batts. Tübingen 1971.

<sup>25</sup> Ulrich Wyss: Die Wilde Philologie: Jacob Grimm und der Historismus. München 1979.

<sup>26</sup> Vgl. Bernard Cerquiglini: *Éloge de la variante*. Paris 1989.

<sup>27</sup> *Altdeutsche Wälder*. Hrsg. durch die Brüder Grimm. Bd. 1: Cassel 1813. Bd. 2–3: Frankfurt/M. 1815–1816. Vgl. hierzu den Beitrag von Holger Ehrhardt in diesem Band.

<sup>28</sup> Friedrich Schlegel: *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier*. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde. Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte. Heidelberg 1808.

Weise. Alle möglichen Ausdrücke aus den ihm bekannten Sprachen zieht er heran nach dem Prinzip, dass der Name das Wesen einer Sache offenbare. Er stellt Formvarianten zusammen, die sich inhaltlich oder lautlich berühren; dabei führt er nie eine jüngere Variante auf eine ältere ihm sehr wohl bekannte zurück, sondern stellt sie bestenfalls gleichrangig nebeneinander.<sup>29</sup> Aufgrund lautlicher oder semantischer Gemeinsamkeiten werden *ad hoc* Assoziationen hergestellt, ähnlich wie die dekonstruktivistisch verfahrenende ‚New Philology‘ vorschlägt, die ganz in den Bahnen Jacob Grimms das freie assoziative Spiel der im Computer gespeicherten Varianten propagiert,<sup>30</sup> oder wie die Herausgeber der neuen *Ereck*-Ausgabe den aus Schreibfehlern entstandenen Varianten einen Sinn abzugewinnen suchen.<sup>31</sup>

Gerade dieses „enthusiastisch wüste Etymologisieren“<sup>32</sup> nahm August Wilhelm Schlegel in seiner Rezension des ersten Bandes der *Altdeutschen Wälder* aufs Korn.<sup>33</sup> Er nennt Jacob einen „etymologischen Heraklitus“ und noch unerfahren in den einfachsten Prinzipien der Sprachvergleiche.<sup>34</sup> Es war vor allem die Kritik Schlegels, die Jacob Grimm zu einer Wende in seinen Sprachstudien veranlasste und zur Ausarbeitung der umfangreichen Lautlehre in der zweiten Ausgabe seiner *Deutschen Grammatik* führte, die 1822 erschien und für Lachmann die Grundlage für die Normalisierung der Erstausgabe des *Iwein* von 1827 bildete.

Jacob Grimms Arbeiten an der Lautlehre des Mittelhochdeutschen war ein intensiver Austausch vorausgegangen, zunächst mit Georg August Benecke, dem er 1816 seine für die historische Lautlehre wie die Reimstudien wichtige Entdeckung des i-Umlauts mitteilte,<sup>35</sup> und ab Dezember 1819 mit Karl Lachmann. Lachmann hatte als erster seit 1818 umfangreiche Reimregister angelegt, Benecke und Jacob Grimm zogen nach; alle drei teilten die Ergebnisse ihrer Reimuntersuchungen einander mit; Jacob Grimm und Benecke arbeiteten gemeinsam an einem Register, das sie hin- und herschickten, um es zu vervollständigen. Wer

<sup>29</sup> Ginschel 1989 (Anm. 23), S. 335.

<sup>30</sup> Cerquiglini 1989 (Anm. 26), S. 114: „Car l’ordinateur, par son écran dialogique et multidimensionnel, simule la mobilité incessante et joyeuse de l’écriture médiévale.“

<sup>31</sup> Vgl. Kurt Gärtner: Der Ambraser *Erec* – eine Kompilation? Zu einer Ausgabe des *Erec* von Hans Ried. In: Kaiser Maximilian I. und das Ambraser Heldenbuch. Hrsg. von Mario Klarer. Wien, Köln, Weimar 2019, S. 74–87, zu mehreren Beispielen in der Ausgabe: Hartmann von Aue: *Ereck*. Textgeschichtliche Ausgabe mit Abdruck sämtlicher Fragmente und der Bruchstücke des mitteldeutschen ‚Erek‘. Hrsg. von Andreas Hammer, Victor Millet und Timo Reuvekamp-Felber. Berlin, Boston 2017.

<sup>32</sup> Wilhelm Scherer: Jacob Grimm. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 9. Leipzig 1879, S. 678–688, hier S. 682.

<sup>33</sup> August Wilhelm Schlegel: Sämtliche Werke. Hrsg. von Eduard Böcking. Bd. 12. Leipzig 1847, S. 383–426.

<sup>34</sup> Ebd., S. 403.

<sup>35</sup> Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Friedrich Benecke aus den Jahren 1808–1829. Mit Anmerkungen hrsg. von Wilhelm Müller. Göttingen 1889, S. 91.

der zuverlässigste Reimer war, der für die Eruierung des grammatischen Systems und für die Normalisierungsprinzipien am verlässlichsten war, stellte sich erst allmählich heraus. Lachmann hatte sein Reimregister mit Wolfram begonnen, der aber ein ungenauer Reimer war, nicht nur die zahlreichen Reime von Kurzvokal auf Langvokal wie die Hunderte von Reimen von kurzem *a* auf langes *â* finden sich bei ihm, sogar konsonantisch unreine Reime wie *gesâhen* : *pflâgen*, *ougen* : *rouben*, *kûnec* : *frîmec* usw.<sup>36</sup>

In einem der ersten Briefe aus Königsberg nach Kassel schreibt Lachmann im Dezember 1819 an Jacob Grimm zur Frage der falschen Reime:

Mein Register ist dafür schlecht eingerichtet, weil ich mit dem Parzival anfang, und vieles erst spät bemerkt habe. Auf Konrad von Würzburg kann man sich verlassen; auf welche sonst noch weiß ich nicht bestimmt, doch halt' ich Hartmann, Gottfried, Rudolf, Stricker für genau. Nicht ists Eschenbach, Wirnt, Walther.<sup>37</sup>

Immer wieder werden Fragen nach den für das System geeigneten Lautzeichen erörtert. Jacob Grimm mag nicht, dass Lachmann zur Kennzeichnung der Auslautverhärtung finales *-k* schreibt, weil den guten Handschriften *-c* „gemäß“ sei: „Jeder Reim von *c* auf *ch* ist falsch, *tac* ist *Tag*, aber *tach* ist *Dach*.“<sup>38</sup>

In einem Brief vom 23. Dezember 1819 an Benecke<sup>39</sup> stimmt Jacob Grimm Lachmann zu, dass Konrad von Würzburg „der richtigste Reimer“ sei. Er schreibt u. a., er habe von Oktober bis November 1819 „beinahe nichts getan als Reime ausgezogen und mit Ihnen adversariirt. Nunmehr habe ich angefangen, meine Auszüge in ein förmliches alphabetisches Reimregister einzutragen, es ist ganz weitläufig und genau angelegt, der Gewinn ungemein einleuchtend.“ Das gemeinsam mit Benecke erarbeitete Reimregister wird als „ein zu allen künftigen Arbeiten und Editionen unerläßliches Fundament“ bezeichnet. Am Anfang des Briefes stellt er fest:

Die genaue und sorgfältigste Benutzung der Reimquelle ist unerläßlich. Sie gewährt Dinge, woran wir noch nicht dachten, vielleicht noch nicht einmal denken. Es ist im Ernste der Fall, daß die mittelhochdeutsche Sprache auf diese Weise Aufschlüsse über die althochdt. und gothische sogar gewährt, weil diese die Reimprobe nicht zulaßen. Ob die mittelh. Gedichte mit Lautzeichen herausgegeben werden müßen? Ohne Zweifel, es ist keine Rettung.

Es gibt „keine Rettung“, d. h. vor nicht normalisierten Editionen. Im März 1820 ist Jacob Grimms Reimregister fertig,<sup>40</sup> und er beginnt mit der Ausarbeitung der Lautlehre für die zweite Ausgabe des ersten Bandes der *Deutschen Grammatik*, deren Druck „endlich“ im Oktober 1820 beginnt.<sup>41</sup>

<sup>36</sup> Reimregister zu den Werken Wolframs von Eschenbach von Dr. A. Schulz (San-Marte). Quedlinburg, Leipzig 1867, S. 113.

<sup>37</sup> Briefwechsel Grimm/Lachmann (Anm. 13), S. 17.

<sup>38</sup> Ebd., S. 20.

<sup>39</sup> Briefe an Benecke (Anm. 35), S. 124f.

<sup>40</sup> Lutz-Hensel 1975 (Anm. 9), S. 113.

<sup>41</sup> Briefwechsel Grimm/Lachmann (Anm. 13), S. 208, Jacob an Lachmann vom 24. Oktober 1820.

Ich kann auf die hochinteressanten Einzelheiten im Hinblick auf die reimgrammatischen Arbeiten der drei Gelehrten nicht weiter eingehen, sondern nur so viel bemerken, dass es ohne sie kein Normalmittelhochdeutsch gäbe und keine Diskussion über die Normalisierung.

Die reimgrammatischen Studien sind stets eng verflochten mit orthographischen Fragen: Dabei spielt das Zeugnis der „guten Handschriften“ wie des Gießener *Iwein*, von Benecke ‚Aristarchus‘ genannt, und des Sangallensis 857 eine dominante Rolle. Und man muss immer bedenken, dass die umfangreichen Reimregister nicht anhand von Editionen, sondern anhand von Abdrucken, in der Regel aber von sorgfältigen Abschriften von Handschriften erstellt wurden.<sup>42</sup>

Für Lachmann wurde das Dokumentarische, d. h. das handschriftliche Zeugnis, immer wichtiger. Die Achtung vor dem geschriebenen Zeichen nimmt zu, und er bekennt bereits im April 1820 gegenüber Jacob Grimm: „Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so geht, lieber Freund: mir grauset es zuweilen daß wir so frisch einhauen und nicht leicht dem geschriebenen Buchstaben trauen wollen.“<sup>43</sup> Er findet es auch „bedenklich mehr Zeichen zu setzen als die Zeit selbst brauchte“,<sup>44</sup> er möchte z. B. für den Umlaut des kurzen *o* lieber das hsl. *ö* beibehalten statt des von Grimm vorgeschlagenen *ö*.<sup>45</sup> Doch geht er in der *Iwein*-Ausgabe 1827 ganz zu Grimm über, dessen Lautlehre in der zweiten Ausgabe des ersten Bandes der *Grammatik* längst zur Richtschnur für die Normalisierung geworden war.

In der aktuellen Diskussion zum Normalmittelhochdeutschen ist von der Rolle, die der Reim bei der Eruierung des Systems des Mittelhochdeutschen spielte, kaum die Rede. Dieses System wird in unseren Grammatiken und Einführungen dargestellt.<sup>46</sup> In Lachmanns *Iwein*-Ausgabe von 1827 dient es zum ersten Mal als orthographische Basis der Edition eines mittelhochdeutschen Klassikers. Erst in jüngster Zeit haben sich u. a. Joachim Heinzle, Florian Kragl und Nathanael

<sup>42</sup> Die Brüder Grimm trauten z. B. Myllers Druck der Straßburger Handschrift des *Armen Heinrich* nicht und fertigten selbst eine Abschrift der heute verlorenen Handschrift an. Lachmann, dem es nicht um den umfangreichen sagengeschichtlichen Hintergrund ging, in den die Grimm'sche Ausgabe eingehüllt ist, benutzte Myllers Abdruck für sein ganz auf die Rekonstruktion eines ursprünglichen Textes ausgerichtetes Interesse, für dessen Repräsentation ein orthographisches System zu finden war, das die korrekte Aussprache des literarischen Textes ermöglichte. Zum ökonomischen Verfahren Lachmanns, der den Druck Myllers handschriftlich verbesserte und als Satzvorlage verwendete, vgl. den Beitrag von Michael Stolz in diesem Band.

<sup>43</sup> Briefwechsel Grimm/Lachmann (Anm. 13), S. 137.

<sup>44</sup> Ebd., S. 106.

<sup>45</sup> Ebd., S. 84.

<sup>46</sup> So in den zahlreichen Auflagen der *Mittelhochdeutschen Grammatik* von Hermann Paul, siehe Anm. 50 und 51.

Busch<sup>47</sup> zum Normalmittelhochdeutschen und zur Normalisierung ausführlicher geäußert. Dazu Busch:

Die Nützlichkeit der Normalisierung zeigt sich außerdem [*scil.* neben „der besseren Lesbarkeit eines Textes“] im Vergleich verschiedener Handschriften [...]. Ohne die Festlegung einer ‚Normalität‘ würde insgesamt eine Verständigung über *die* Sprache und folglich die Produktion von Wörterbüchern und Grammatiken schwierig oder gar unmöglich. Für die Germanistik würde der Verzicht auf ein Normalmittelhochdeutsch ein[en] Rückfall in vorlachmannsche Zeiten bedeuten. [...] Soll der *Erec* am Anfang der Artusromane stehen oder gemeinsam mit dem *Theuerdank* gelesen werden?<sup>48</sup>

„Vorlachmannsche Zeiten“ ist wissenschaftsgeschichtlich ungenau und wiederholt nur die in die späteren Auflagen der Mittelhochdeutschen Grammatik von Hermann Paul eingegangene Sicht, dass Karl Lachmann der Urheber des „Regelsystems“ sei.<sup>49</sup> Noch in der aktuellen Auflage dieser Standard-Grammatik wird das Normalmittelhochdeutsche, das auf Jacob Grimms Lautlehre beruht und die Basis für die Mhd. Grammatik bildet, Karl Lachmann zugeschrieben und als das „nivellierende Normalmhd. Lachmann’scher Prägung“ bezeichnet.<sup>50</sup> Dagegen heißt es in der von Hermann Paul verfassten Vorrede zur 2. Auflage von 1884: „Dieser Abriss gründet sich natürlich in erster Linie auf Grimms Grammatik, demnächst auf das mittelhochdeutsche Wörterbuch.“<sup>51</sup>

Florian Kragl stellt in seinem differenzierten Plädoyer für das Normalmittelhochdeutsche die Frage, wie die Dichter selbst bei der Präsentation ihrer Werke gesprochen haben, und meint: Walther von der Vogelweide, ein Baier, „hat aller Wahrscheinlichkeit nicht *mîn lip*, sondern *main laib* gesungen“.<sup>52</sup> Walther hätte demnach auch bei seinen Aufenthalten am Thüringer Hof in breitem Bairisch „gesungen“, in einem für die mitteldeutsche Hofgesellschaft ungewohnten Dialekt. Vielleicht könnte es ihm damit so ergangen sein wie Friedrich Schiller in Mannheim, als er im September 1782 auf der Flucht vor seinem Herzog ein Fiasko mit seinem *Fiesko* erlebte. Von dem fast fertigen Stück *Die Verschwö-*

<sup>47</sup> Joachim Heinze: Zur Logik mediävistischer Editionen. Einige Grundbegriffe. In: editio 17, 2003, S. 1–15, hier S. 4–7: Reproduktion und Repräsentation; Florian Kragl: Normalmittelhochdeutsch. Theorieentwurf einer gelebten Praxis. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 144, 2015, S. 1–27; Nathanael Busch: „lumpenpapierhandschriften“. Zum editorischen Umgang mit unikal, spät und schlecht überlieferten mittelhochdeutschen Texten. In: editio 24, 2010, S. 96–116, hier bes. S. 107–114.

<sup>48</sup> Busch 2010 (Anm. 47), S. 110f.

<sup>49</sup> So auch von Heinze 2003 (Anm. 47), S. 5f. übernommen.

<sup>50</sup> Hermann Paul: Mittelhochdeutsche Grammatik. 25. Auflage, neu bearbeitet von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera. Mit einer Syntax von Ingeborg Sch[r]öbler, neu bearbeitet und erweitert von Heinz-Peter Prell. Tübingen 2007 (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe. 2), § E 11, S. 17f.

<sup>51</sup> Mittelhochdeutsche Grammatik von Hermann Paul. Zweite Auflage. Halle/S. 1884 (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. II. Mittelhochdeutsche Grammatik), S. I.

<sup>52</sup> Kragl 2015 (Anm. 47), S. 18.

*zung des Fiesko zu Genua* deklamierte er den ersten und den Anfang des zweiten Aktes mit übertriebenem Pathos und vor allem in breitestem Schwäbisch, und das vor Iffland und anderen Schauspielern des berühmten Mannheimer Theaters. Die Zuhörer wurden zunehmend unaufmerksam und verloren schließlich ganz das Interesse an Schillers Darbietung, gerade auch wegen seines penetranten Schwäbelns; Schillers Stück erschien ihnen deswegen völlig misslungen.<sup>53</sup> – Wir wissen, dass unsere beiden großen Nationaldichter sogar in den Reimen ihrer Dichtungen ihre Mundart verwirklicht haben, aber viel krasser als Wolfram und Walther, die Lachmann und Jacob Grimm für ungenaue Reimer hielten. Goethe hat gefrankfurtert („Ach neische, du Schmerzensreiche,“ Gretchens Gebet an Maria), sogar noch auf dem Totenbett, wie man sich erzählt: „Mehr Licht!“ sollen seine letzten Worte gewesen sein, aber sagen wollte er eigentlich „mer lisch hier so schlescht“.<sup>54</sup> Über Schillers Schwäbeln hat sich der Hannoveraner August Wilhelm Schlegel noch 1832 in einem epigrammatischen Vierzeiler unter dem Titel „Kennzeichen“ lustig gemacht:

Wenn jemand „Schooße“ reimt auf „Rose“  
Auf „Menschen“ „wünschen“, und in Prose  
Und Versen schillert: Freunde wißt,  
Daß seine Heimat Schwaben ist.<sup>55</sup>

Wie hat Walther am Hof von Thüringen gesungen, vor den Literaturkennern der Hofgesellschaft? In der höfischen Dichtersprache, der Bühnenaussprache des Normalmitteldeutschen oder in seinem bairischen Heimatdialekt? Haben Lachmann und Grimm mit ihrem „unwandelbaren Hochdeutsch“ bzw. der „allgemeinen Sprache, derer sich die dichter bedienten“ eine Sprachform gemeint, die auch gesungen oder gesprochen wurde? Also *mîn lîp*, wie wir es heute laut lesen, mit langem monophthongischem *î*, wie wir es von den Schöpfern des Normalmittelhochdeutschen gelernt haben?

Auch Joachim Heinze argumentiert überzeugend für das Normalmittelhochdeutsche.<sup>56</sup> Doch ich verstehe nicht, warum er die Umlaute der Langvokale *â* und *ô* in diphthongischer Schreibung *ae* und *oe* in seinen Editionen wiedergibt, obwohl die Ligaturen *æ* und *œ* seit Jacob Grimms Lautlehre zur „gelebten Praxis“ (Florian Kragl) des Normalisierens gehören und für unsere Wörterbücher maßgebend sind, die *æ* und *œ* ebenso wie die Umlaute der Kurzvokale *ä* und *ö* als Unterbuchstaben zu *a* und *o* alphabetisieren.

<sup>53</sup> Vgl. den Bericht seines Jugendfreundes und Fluchtbegleiters Andreas Streicher: Schillers Flucht. Neu hrsg. von Paul Raabe. Stuttgart 1959, bes. S. 96, 103.

<sup>54</sup> <https://beruhmte-zitate.de/zitate/128062-johann-wolfgang-von-goethe-mehr-licht> (alle hier und im Folgenden genannten Internet-Links wurden zuletzt am 3.6.2022 abgerufen).

<sup>55</sup> August Wilhelm Schlegel: Sämtliche Werke. Hrsg. von Eduard Böcking. Bd. 2. Leipzig 1846, S. 210.

<sup>56</sup> Heinze 2003 (Anm. 47), S. 7: Die Normalisierung ist „nicht nur ein praktisches, sie ist auch ein historisch korrektes Verfahren.“

Doch nun wieder zurück zum *Iwein*, dem klassischen Fall der Textkritik, dessen erste Ausgabe 1827 erschien. „Ihre richtungsweisende Bedeutung wurde bereits von den Zeitgenossen erkannt und ist von der späteren Forschung bestätigt worden.“<sup>57</sup> Vor allem die zweite Ausgabe von 1843, in der allerdings Lachmann zu sehr nach metrischen Regeln von der Überlieferung abwich, „galt jahrzehntelang für das Muster einer kritischen Ausgabe, das als unerreichtes Vorbild auf die Entwicklung der Editionstechnik den allergrößten Einfluß gehabt hat.“<sup>58</sup> Lachmanns Ausgabe, die so lange als Muster einer kritischen Edition gegolten hat, fußt wohl auf der Handschrift A, weil sie mit keiner andern Handschrift verwandt sei. Doch hat Lachmann A wegen ihrer merkwürdigen Sprachformen und Willkürlichkeiten immer wieder zugunsten von B mit seiner genauen Orthographie verlassen. Der *Iwein*-Text ist daher praktisch eine Mischung aus A und B mit einem deutlichen Übergewicht von A.<sup>59</sup> Gleichwohl hatte die ausgezeichnete Ausgabe von Emil Henrici von 1891 mit der Bevorzugung von B dagegen keine Chance.<sup>60</sup>

Henricis Untersuchung der Handschriftenverhältnisse führten ihn zu der Annahme, „dass es mehrere echte *Iweine* gab“.<sup>61</sup> Entscheidend für diese Annahme war die nur in B und den nicht mit B verwandten Handschriften a (thür., um 1390)<sup>62</sup> und d (Ambraser Heldenbuch, südbair., 1504–1516/17)<sup>63</sup> überlieferte

<sup>57</sup> Joachim Bumke: Die vier Fassungen der Nibelungenklage. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Berlin, New York 1996 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 8 [242]), S. 32.

<sup>58</sup> Hendrikus Spaarnay: Karl Lachmann als Germanist. Bern 1948, S. 79. Zitiert nach Bumke 1996 (Anm. 57), S. 5.

<sup>59</sup> Bumke 1996 (Anm. 57), S. 85.

<sup>60</sup> Henrici, *Iwein*-Ausgabe Bd. 2 (Anm. 7).

<sup>61</sup> Ebd., S. XXXII.

<sup>62</sup> Dresden Landesbibl., Mscr. M 65. Vgl. Werner J. Hoffmann: Die ‚Iwein‘-Hs. a (Mscr. Dresd. M.175) – ein Zeugnis jüdischer Rezeption der mhd. Artusepik? In: Mittelhochdeutsch. Beiträge zur Überlieferung, Sprache und Literatur. Festschrift für Kurt Gärtner zum 75. Geburtstag. Hrsg. von Ralf Plate und Martin Schubert in Zusammenarbeit mit Michael Embach, Martin Przybilski und Michael Trauth. Berlin 2011, S. 66–82; Albrecht Hausmann: Die ‚Iwein‘-Handschrift a (Mscr. Dresd. M.175) – doch für jüdische Rezipienten geschrieben? In: Hartmann von Aue 1230–1517. Kulturgeschichtliche Perspektiven der handschriftlichen Überlieferung. Hrsg. von Margreth Egidi, Markus Greulich und Marie-Sophie Masse. Stuttgart 2020 (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur – Beihefte. 34), S. 169–178. Zu den Verwandtschaftsbeziehungen von a vgl. Ludwig Wolff: Die *Iwein*-Handschriften in ihrem Verhältnis zueinander. In: Festschrift Helmut de Boor zum 75. Geburtstag am 24. März 1966. Hrsg. von den Direktoren des Germanistischen Seminars der Freien Universität Berlin. Tübingen 1966, S. 111–135. Wieder in: Ludwig Wolff: Kleinere Schriften zur altdeutschen Philologie. Berlin 1967, S. 165–184 (zit.), hier S. 171–173.

<sup>63</sup> Die Vorlagen Rieds dürften Handschriften des 13. Jahrhunderts gewesen sein, vgl. Kurt Gärtner: Hartmann von Aue im *Ambraser Heldenbuch*. In: *crystallin wort*. Hartmann-Studien 1, 2007, S. 199–212, hier S. 203. Die Zuverlässigkeit des in d überlieferten *Iwein*-Textes „bis 6238“ hat bereits Lachmann in seinen oben zitierten Feststellungen zu

Szene vom Kniefall Laudines v. 8121–36.<sup>64</sup> Von diesen Versen sind 8121–32 in Bad und 8133–36 in Ba überliefert. Benecke und Lachmann hatten die Verse für ursprünglich gehalten im Gegensatz zu den nur in B erhaltenen Plusversen in B nach 6854, 6876, 6904 und 8158, die sie Hartmann absprachen.<sup>65</sup>

Die Überlieferung der für die Textgeschichte aufschlussreichen Verse lauten in der Ausgabe von Ludwig Wolff, von dem sich die übrigen Ausgaben kaum unterscheiden:

<i>Iwein</i> 1968 (Wolff, Anm. 1)		<i>B = Gießen, Hs. 97, 158<sup>v</sup></i>
Dô sprach diu künegîn	8121	<b>Do</b> sprach div kvnegin.
,her Iwein, lieber herre mîn,		her Jwêin lieber herre min.
tuot genædiclîchen an mir.		tvt gnædeclîche an mir.
grôzen kumber habet ir		Grozzen chvumber habt ir.
von mînen schulden erliten:	8125	Von minen schvlden erliten.
des wil ich iuch durch got biten		Des wil ich ivch dvrch got biten.
daz ir ruochet mir vergeben,		Daz ir rvchet mir vergebgn.
wand er mich, unz ich hân daz leben,		Vvander mich vnz ich han daz lebn.
von herzen iemer riuwen muoz. <sup>4</sup>		Von hercen iemer riwen mvz.
dâ mite viel si an sînen vuoz	8130	Da mit viel si an sinen fvz.
und bat in harte verre.		Vnde bat in harte verre.
,stât ûf, <sup>4</sup> sprach der herre,		Stet vf sprach der herre.
,irn habt deheine schulde:		Irn habt dehêine schvlde.
wan ich het iuwer hulde		Vvan ich het iwer hvlde.
niuwan durch mînen muot verlorn. <sup>4</sup>	8135	Niwan dvrch minen mvot verlorn.
sus wart versüenet der zorn.		Svs wart versvnet der zorn.
<i>a = Mscr. Dresd. M. 175, 158<sup>r</sup></i>		<i>d = Ambraser Heldenbuch, 22<sup>rc</sup></i>
[D]o sprach dy gute kunigin	8121	<b>Da</b> sprach die gut kunigin
Lyber man her yveyn		traut mein herre Ywain
Nu begont gnoden on myr		nu beget gnaden an mir

den Handschriftenverhältnissen hervorgehoben, in dem Teil danach muss sie „nach einer anderen Vorlage geschrieben“ sein, Wolff 1967 (Anm. 62), S. 179. – Die Forschung zum *Ambraser Heldenbuch* wird erheblich gefördert werden durch die Volltexttranskription der gesamten Handschrift, die bidirektional verlinkt ist mit dem Digitalfaksimile des Kodex in dem von Mario Klarer geleiteten Projekt „Ambraser Heldenbuch: Transkription und wissenschaftliches Datenset“ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften: <https://www.uibk.ac.at/projects/ahb/index.html.de>; vgl. auch Mario Klarer, Aaron Tratter und Hubert Alisade: *Ambraser Heldenbuch: Allographische Transkription und wissenschaftliches Datenset*. In: *Das Mittelalter* 24, 2019, Heft 1, S. 244–246 (Open Access: <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/mial-2019-0021/html>).

<sup>64</sup> Werner Schröder: *Laudines Kniefall und der Schluss von Hartmanns ‚Iwein‘*. Stuttgart 1997 (Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse); Christoph Gerhardt: „Iwein“-Schlüsse. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* N. F. 13, 1972, S. 13–39.

<sup>65</sup> *Iwein* 1827 (Anm. 1), S. 419; *Iwein* 1843 (Anm. 1), S. 357f.; *Iwein* 1968 (Anm. 1), Bd. 2, S. 219f. und Wolff 1967 (Anm. 62), S. 183.

Von mynen schuldin habit yr		von meinen schulden habt ir
Großin kumer erlitin	8125	grossen kumber erliten
Nu will ich úch durch got bitin		nu wilich euch durch got biten
Daz yr myr wolt vergebein		das ir das rúchet mir vergeben
Wenn ez myr biz ich hon daz lebin		Wann er mich vncz ich han das leben
Vmmer me rúwin musz		yimmer mer rewén muß
Hy vyl sy ym vff synen fuz	8130	hie viel sy auf seinen füß
Vnd weynt vil sere		vnd mante in vil verre
Stet vff sprach der herre		stet auf sprach der herre
Ir enhabt do keyne schulde		
Wenn ich hatt úwer hulde		
Nuwert durch mynen mut verlorn	8135	
Sus wart versúnet der zorn		

Werner Schröder hat in seiner ausführlichen Auseinandersetzung mit der Forschung den sogenannten ‚weichen‘ Schluss mit den Versen 8121–36 für das Werk eines Redaktors \*B gehalten, der auch die nur in B bezugeten übrigen Plusverse verfasst habe, in denen Bumke Reflexe von Chrétien’s *Yvain* wahr-scheinlich macht; die Verse 8121–8136 gehören Schröder’s Auffassung nach „nicht in eine Ausgabe von Hartmanns *Iwein*“.<sup>66</sup> Ihre Überlieferung in a und z. T. in d, die mit B nicht verwandt ist, kann er jedoch nicht erklären. Volker Mertens stellt im Kommentar zu seiner Ausgabe im Anschluss an Bumke fest: „Es handelt sich bei diesen Versen um den einschneidendsten Unterschied der Fassungen A und B“.<sup>67</sup>

Henricis Entscheidung für B war schließlich auch dadurch begründet, „dass für die laut- und formlehre des gedichtes nur die hs. B einen sicheren anhalt gibt: auf jeden fall ist, was sie bietet, sprache der zeit, der gegend und der höfischen gesellschaft gewesen, in welcher der dichter lebte, für die er schrieb.“<sup>68</sup>

Die 7. Ausgabe von Ludwig Wolff von 1968<sup>69</sup> weicht wohl in vieler Hinsicht ab von der Lachmann’schen Ausgabe, aber in ihr finden sich im Apparat nicht einmal mehr die Plusverse von B wieder, die wohl seit Benecke für unecht gehalten wurden, aber im Apparat Lachmanns seit der Ausgabe von 1843 immer mitabgedruckt waren. Joachim Bumke hat in seiner ausführlichen Darstellung der Positionen der Textkritik am Beispiel des *Iwein* dafür plädiert, die in A und B überlieferten Fassungen als eigenständige Textredaktionen anzusehen, weil die Klärung der Handschriftenverhältnisse vor Entstehung der beiden Fassungen nicht möglich sei. Die Herstellung der kritischen Fassungstexte dagegen sei mit den Methoden der klassischen Textkritik (Lachmanns) durchaus möglich. Eine Ausgabe der Fassung nach der Hs. B, dem Gießener *Iwein*, hat dann Volker

<sup>66</sup> Schröder 1997 (Anm. 64), S. 30.

<sup>67</sup> Hartmann von Aue: Gregorius. Der arme Heinrich. *Iwein*. Hrsg. und übersetzt von Volker Mertens. Frankfurt/M. 2004 (Bibliothek des Mittelalters. 6 [Bibliothek deutscher Klassiker. 189]), S. 1049.

<sup>68</sup> Henrici, *Iwein*-Ausgabe (Anm. 7), Bd. 2, S. XXXIIIff.

<sup>69</sup> *Iwein* 1968 (Anm. 1).

Mertens 2004 vorgelegt.<sup>70</sup> Weitere Ausgaben nach B folgten, darunter die von Cyril Edwards mit einer Übersetzung ins Englische<sup>71</sup> und von Patrick del Duca ins Französische.<sup>72</sup> Eine Ausgabe nach der Hs. A bleibt damit weiterhin ein Desiderat.<sup>73</sup>

Doch die *Iwein*-Forschung ist außerordentlich aktiv. Das zeigen im Rahmen der Hartmann-Forschung das seit langem etablierte *Hartmann-Portal* von Roy A. Boggs (Florida Gulf Cost University)<sup>74</sup> und die als Ergänzung dazu gedachte Hartmann-Seite des *Gottfried-Portals*<sup>75</sup> von Peter Andersen (Universität Straßburg). Große Erwartungen weckt schließlich das angelaufene Projekt *Iwein digital*, das gemeinsam betrieben wird von Florian Kragl (Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg) und Victor Millet (Universität Santiago de Compostela) in Zusammenarbeit mit der UB Heidelberg.<sup>76</sup> Fertiggestellt wurde zunächst die virtuelle Handschriftenbibliothek mit digitalen Abbildungen möglichst aller Handschriften und Fragmente, flankiert von Emil Henricis Kollationen, die er für seine Edition von 1891 vorgenommen hatte und die Ludwig Wolff für die Vorbereitung der 7. Ausgabe von Benecke/Lachmann benutzt hat. Wünschenswert wäre, wenn im Rahmen dieses Projekts auch bidirektionale Verlinkungen von Handschriftendigitalisaten und Transkriptionen sowie vollständige zeilensynoptische Kollationen realisiert werden könnten, wie im Berner Parzival-Projekt, über das Michael Stolz in diesem Band berichtet.

---

<sup>70</sup> Siehe Anm. 67.

<sup>71</sup> Hartmann von Aue: *Iwein or The Knight with the Lion*. Edited from Manuscript B, Gießen, Universitätsbibliothek Codex Nr. 97, and translated by Cyril Edwards. Woodbridge (Suffolk) 2007 (Arthurian Archives. XVI. German Romance. III).

<sup>72</sup> Hartmann von Aue: *Iwein*. Texte présenté, établi, traduit et annoté par Patrick del Duca. Édition établie d'après le manuscrit 97 de Giessen (version B). Turnhout 2014 (Textes Vernaculaires du Moyen Âge. 13).

<sup>73</sup> Eine Transkription hat Evelyn Meyer erstellt, die im Hartmann-Portal veröffentlicht ist: <http://hvau.ep.uni-trier.de/resources/iwein/transcriptions/IweinA.pdf>.

<sup>74</sup> <http://hvau.ep.uni-trier.de>; vgl. Roy A. Boggs und Kurt Gärtner: Das Hartmann von Aue-Portal. Eine Internet-Plattform als Forschungsinstrument. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 134, 2005, S. 134–137.

<sup>75</sup> <http://gottfried.unistra.fr/hartmann-von-aue>.

<sup>76</sup> <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/iwd>.

